

Ulli Krause

LESEPROBE

Ich hau ab!



Weite Welt statt Eberswalde



VERLAG
kadEra

Ulli Krause
Ich hau ab!

Weite Welt statt Eberswalde

© 2018

Kadera-Verlag, Norderstedt
www.kadera-verlag.de · verlag@kadera.de
– für alle weiteren Information zum Buch –

Alle Rechte vorbehalten.
Bilder im Cover: Depositphoto und Privat
Bilder im Innenteil privat Ulrich Krause,
ergänzt durch Fotos aus dem Adobe-Stock.

ISBN 978-3-944459-83-7

Inhalt

Kapitel 1

Kindheit in Eberswalde

Die Russen kommen!	7
Das ist euer Vater	11
Kaum Zeit für die Schule	15
Endlich ein Dach über dem Kopf	19
Bloß weg, raus aus Eberswalde!	32
Der Bodensee ist nicht der Ozean	36
Kurs Nord nach Hamburg	40
»Willkommen in der Landwirtschaft«	47
Ein Polizist und meine Tanten	52
Verdammt! – Zurück in Eberswalde	55
Das Fernweh war mal wieder stärker	62
Glück muss man haben	71

Kapitel 2

Die Seefahrt

Kochjunge auf Kümo »F. Werner«	76
Nette Mädchen in Stettin	81
Kleine Hafенrundfahrt in Kiel	86
Wechselstimmung	89
Plötzlich ein ganz anderer Mensch	93
Vor Irland auf Hering	95
Atschüüß, mein Deern – geh' auf Afrika-Tripp	104
Zurück zu den Fischern	116
Wenn wir fliegen könnten ...	125
Aus dem Urwald nach New York ...	131
... und dann in Afrikas Tropenzone	133

Keule will Käptn werden – Kumpel-Wechsel	142
Strafgericht mit Überraschung	146
Wiedersehen kann wie Abschied sein	149
Zu Besuch in Eberswalde	154
Ahoi! Ich bin der Chef in dieser Kombüse	159
Äquatortaufe durch Neptuns Gnade	162
Weihnachten auf See im Sturmtief	166
Ein Bordhund namens Whisky	168
Ein Gala-Buffer für einflussreiche Gäste	171
Ein Landgang zum Träumen	174
Feuer an Bord	176
Seltsame Angebote	178
Bockwurst mit Renate	181
Die »Krugerland« als »Arche Noah«	184
Post von Renate macht glücklich	185
Die entscheidende Frage an Renate	191

Kapitel 3

Meine große Liebe

Hochzeit mit Hindernissen	197
Flitterwochen mit Seefahrtsbuch	204
Panik! Mann über Bord?	208
Weihnachten bei Windstärke sieben	214
Ein Passagier hat eine Idee	216
Eine stürmische Rückreise	218
Vorstellung beim Regatta-Verein	222
Noch einmal nach Eberswalde	225
Nachtrag: Ganz kurz, was dann kam und Freizeit-Kapitän mit Koch-Schürze	228

Kapitel 1

Kindheit in Eberswalde

Die Russen kommen!

»Ulli, Christel, schnell! Klettert da rauf und weint, gleich kommen die Russen!« Mutter hatte uns das aufgeregt zugerufen. Und deshalb standen meine Schwester und ich auf einem Hackklotz und weinten bitterlich. Margarete hatte gehört, dass die Russen kinderfreundlich sind. Vielleicht würde es nicht so schlimm werden. Sie hatte recht.

Der russische Offizier strich Christel tröstend übers Haar und stupste mir einen Finger unter die Nase. Dann zog er mit seinem Gefolge in das Haus und richtete eine Kommandantur ein. Der Offizier übernahm auch das Kommando im Haus und schnauzte seine Leute an, dass sie die Mutter nicht belästigen sollten. Er war ein gebildeter Mann und schützte Mutter Grete, wie sie allgemein genannt wurde, derart vor Übergriffen, dass er bald auch nachts nicht von ihrer Seite wich.

Unser Vater war noch in Gefangenschaft, aber keiner wusste wo. Bevor er in den Krieg ziehen musste, baute er noch einen Luftschutzbunker für unsere Familie – er ahnte wohl, dass der Krieg nicht zu gewinnen war. Und jetzt wusste niemand genau, wann und ob überhaupt er jemals wieder zurückkommen würde. Ich fand es toll, dass Mutter und der Offizier so nett zueinander waren.

»Komm Ulli, kannst mitfahren«, sagte er manchmal. Dann durfte ich die Straße runter und wieder rauf im Geländewagen mitfahren und es gab ein Stückchen Schokolade.

Einmal war Mutter Grete im Garten, um Gemüse zu ernten. Da kam ein Muskote, so hießen die einfachen Soldaten, und wollte ihr das Geerntete wegnehmen. Die Mutter aber hielt fest, was sie für das Mittagessen brauchte, wollte schnell damit ins Haus flüchten. Da hob der Russe sein Gewehr und wollte mit dem Kolben zuschlagen.

Trotz meiner vier Lebensjahre hatte ich sofort erkannt, dass Mutter in Gefahr war. Plötzlich fühlte ich Wut und Mut in mir und klammerte mich mit aller Kraft an ein Bein des Muskoten, um ihn zurückzuhalten.

In diesem Moment gab es einen Knall – und der Russe fiel um wie ein gefälltter Baum. Er hatte ein Loch im Kopf. Mutters Beschützer hatte ihn erschossen. Christel, die das auch beobachtet hatte, war ins Haus gerannt und hatte die Hände noch



Christel und Ulli: Der Garten war die Welt unserer Kindheit.

auf die Ohren gepresst, als alles vorbei war und sie ängstlich aus der Tür schaute.

Der Offizier sagte nichts. Er notierte etwas auf einem Zettel, den er einem seiner Soldaten übergab. Der machte sich gerade, legte eine Hand an die Mütze und fuhr dann mit einem Motorrad davon.

Eine Stunde später fuhr ein Lastwagen auf den Hof. Vier Soldaten sprangen heraus, packten die Leiche an Armen und Beinen, warfen sie mit Schwung auf die Pritsche und fuhren wieder davon. Es war, als hätten sie nur aufgeräumt.

Ich hatte Bauchschmerzen.

»Komm rein, mein kleiner Ulli!«, rief Mutter. Aber ich ging zu meinem Freund, wie immer, wenn ich Trost suchte. Mein Freund hieß Rolf, hatte rote Haare, war mittelgroß, hatte vier Beine und ein scharfes Gebiss. Er lebte draußen in einer kleinen Hütte, an einer langen Kette, ein Hund – mein Hund.

Immer wenn Mutter Grete mich trösten wollte, nannte sie mich »mein kleiner Ulli«. Wenn sie aber wütend auf mich war und es was auf den Hintern geben sollte, verkroch ich mich in Rolfs Hütte. Dann saß Rolf solange knurrend und mit gefletschten Zähnen vor der Hütte, bis Mutters Ärger verflogen war und ein Lächeln über ihr Gesicht huschte. Das verstanden Rolf und ich als Friedensangebot, die Luft war wieder rein.

Rolf musste fast immer an der Kette bleiben, denn er hasste jede russische Uniform und war stets bereit, das Vaterland zu verteidigen. Manchmal aber, wenn keine Russen in der Nähe waren, ließen wir Rolf von der Kette. Dann raste er davon und genoss seine Freiheit.

Eines Tages kam er nicht mehr nach Hause.

Wir Kinder suchten die ganze Umgebung ab und fanden Rolf schließlich – mit einem Drahtschlinge um den Hals an einen Zaun gebunden. Sein Kopf war blutig und seine Zunge hing aus dem Maul, aber er lebte und winselte leise. Christel

rannte nach Hause, um einen Handwagen zu holen. Ich löste inzwischen vorsichtig den Draht von Rolfs Kopf und sah den Einschuss direkt neben Rolfs Auge. Ein Wunder, dass die Kugel nicht tödlich war.

Mutter und Christel kamen mit dem Bollerwagen. Sie wickelten Rolf ein Bettlaken um Hals und Kopf. Gemeinsam packen wir Rolf vorsichtig auf den Wagen und zogen mit traurigen Gefühlen nach Hause.

Mutter bereitete ihm in der sonnigen Veranda auf einer alten Matratze ein Krankenlager. Da lag er nun – wie ein kleines Unglücksbündel.

Am Tag zuvor wollte ein Habicht Hühner klauen und hatte sich dabei im Zaun verfangen. Mutter hatte kein Mitleid mit dem Hühnerdieb. Mit einem Spaten gab sie ihm den Rest. So bezahlte der Vogel seine räuberische Absicht, indem er von Mutter Grete zu einer kräftigen Suppe verarbeitet wurde. Rolf nuckelte davon aus einer Babyflasche. Das tat ihm gut. Nach etwa vier Wochen war er fast so fidel wie zuvor.

Irgendwann normalisierte sich das Leben. Vielleicht hatten wir uns nur daran gewöhnt. Die Russen waren wieder ausgezogen – und wir waren gar nicht froh darüber. Eher kamen wir uns einsam vor, der Geborgenheit beraubt, die wir mit den Soldaten im Haus empfunden hatten. Und das, obwohl die Offiziere Mühe hatten, ihre Truppen in den Griff zu bekommen. Aber Plünderungen, Vergewaltigungen und Schlägereien wurden in dieser Zeit weniger. So hat man es mir später einmal erzählt. Wir Kinder kannten ja nur die Zeit, in der wir lebten. Damals wurde nur weniger darüber gesprochen.

»Der Mensch ist ein Gewohnheitstier«, hatte Mutter immer gesagt. Und als der Krieg vorüber war und wir noch lebten und auch das Haus stehen geblieben war, gewöhnten wir uns an das Leben, wie es nun einmal war.

Aber wie reinkommen? Ich hatte den Schlüssel so weggeworfen, wie man alle Brücken hinter sich abbricht. Da fiel mir das Küchenfenster ein, das immer auf Kipp stand, weil es sonst drinnen gleich muffig roch. Tatsache, es stand sogar etwas auf.

Rasch kletterte ich durchs Fenster und schaute unters Sofa in der Küche. Der Koffer mit meinen Habseligkeiten war noch da. Ich kippte den gesamten Inhalt aus und suchte hastig heraus, was ich brauchte, und stopfte es in meinen Rucksack. Alles andere ließ ich stehen und liegen, kletterte wieder nach draußen, machte das Gartentor zu und wanderte in Richtung Autobahn. Die zerknitterte Landkarte half mir dabei.

Kurs Nord nach Hamburg

Mein Ziel war jetzt Hamburg. Das Schiff auf dem Bodensee hatte mir einen Schicksalswink gegeben. Jetzt lockte die weite Welt. Also nordwärts in Richtung meiner Träume, per Anhalter und zu Fuß.

Unterwegs traf ich einen Landstreicher, der über eine längere Strecke den gleichen Weg hatte. Von ihm konnte ich viel Nützliches lernen. Am wichtigsten war, wo und wie bekomme ich Essen und Trinken.

Ein bis zwei Tage beim Bauern helfen oder einfach fragen: »Habt ihr für mich etwas zu essen?«

Manchmal hilft auch, ein Huhn zu klauen.

Rezept: Man drehe dem Huhn schnell den Hals um, damit es nicht gackernd und krähend den Bauer alarmiert, und dann nix wie weg! Abends beschmiert man das Huhn mitsamt der Federn mit einer dicken Lehmschicht und legt es für eine Stunde ins Lagerfeuer. Beim Aufbrechen der Lehmkruste hat man nur das blanke Fleisch, da die Federn am Lehm hängen bleiben.

Der Landstreicher wollte nach Frankfurt am Main. Das brachte mich auf die Idee, meine Tante Dora zu besuchen. Dorchen wurde sie genannt, und sie war mit dem reichen Schweizer verheiratet, zu dem mich die Schweizer Polizisten nicht gehen lassen wollten. Ich erinnerte mich an die Adresse – Hinter den Ulmen oder so ähnlich.

In Frankfurt am Hauptbahnhof verabschiedete ich mich von dem Landstreicher. Einen Moment überlegte ich, für zwei Mark ins Bahnhofs-Kino zu gehen. Dann aber kaufte ich lieber zwei trockene Brötchen, ging in eine Telefonzelle, und fand tatsächlich die Adresse von Tante Dorchen.

Zufrieden mit mir, belohnte ich mich nun doch mit dem Besuch des durchgehend vorführenden Kinos und setzte mich in die letzte Reihe. In Ruhe verdrückte ich ein Brötchen und schlief ein, um wohl nach zwei Stunden ausgeruht wieder in der Wirklichkeit zu sein.

Auf einem Stadtplan sah ich, dass »Hinter den Ulmen« in Frankfurt-Eschersheim war. Das war ein langer Marsch mit vielen Nachfragen, doch das klappte besonders auf dem Lande recht gut. Und schließlich stand ich vor dem Straßenschild »Hinter den Ulmen«. An der Haustür von Nummer elf stand der Name Kellenberg.

Mit klopfendem Herzen drückte ich auf den Klingelknopf – so fest, dass der Knopf stecken blieb und es im Haus Alarm im Dauerton schellte.

»Ich komme ja schon!«, rief eine Stimme. Die Tür öffnete sich und Tante Dora – im Bademantel und mit verdutztem Gesicht – fragte: »Bist du das, Ulli?«

Dann drehte sie sich um und ließ mich vor der offenen Tür stehen, um gleich mit einer Nagelfeile in der Hand zurück zu kommen.

»Das Ding klemmt dauernd.« Nachdem sie den Klingelknopf rausgefummelt hatte, bat sie mich ins Haus. »Nun setz dich

erstmal hin, wo kommst du denn her und wie siehst du überhaupt aus?»

Ich erzählte ihr mein Schicksal und dass ich nach Hamburg will, um dort auf einem Schiff zur See zu fahren.

Sie nickte nur kurz und ordnete resolut an: »Jetzt gehst du erst mal in die Badewanne. Und dann mache ich was zu essen. Ich lasse schon mal Wasser ein.«

Ich mochte mich kaum bewegen – es war alles so anders. Lauter dicke Sessel, so viele Zimmer, und dann erst die große Badewanne! Ich ging ins Bad, schloss die Tür, zog mich aus und stieg in das warme, duftende Wasser.

Nach einer Weile kam Tante Dorchen ohne anzuklopfen ins Badezimmer, was für mich eigentlich kein Problem war. Aber für meine Unterwäsche schämte ich mich. Die hatte ich vor einigen Tagen an einem kleinen Bach mit einem kleinen Stück Handseife gewaschen. Genau diese Unterwäsche nahm die Tante mit spitzen Fingern, steckte sie in einen Müllbeutel und verschwand wieder. Das war mir sehr peinlich. Tante Dorchen war eine gepflegte Frau, und so auch der gesamte Haushalt. Die Tür ging wieder auf und sie brachte frische Unterwäsche, die mir zwar viel zu groß war, aber das konnte ich zurecht-krempeln, Hauptsache frisch und sauber.

»So, jetzt wird erstmal was gegessen, es gibt Rühreier mit Speck, und dann erzählst du mir das alles mal der Reihe nach.«

Tante Dora war ein guter Mensch mit viel Herz, aber mit mir konnte sie nicht so richtig was anfangen. Eigene Kinder hatte sie nicht und was Gutes über mich hatte sie wohl auch noch nicht gehört.

»Wo willst du denn jetzt hin?«, fragte sie.

»Ich will nach Hamburg. Auf ein Schiff. Zur See fahren«, wiederholte ich.

Sie schaute mich etwas mitleidig an, wobei ich das Gefühl hatte, dass sie überlegte, wie sie mich schnell wieder los-

werden kann. »Dieser Ulli« hatte keinen guten Ruf in der Verwandtschaft. In der Schule nicht so toll, und immer haute er ab.

Ich spürte, dass ich nicht willkommen war und sagte: »In einer Stunde muss ich weiter, ich bin verabredet mit einem Kumpel. Der kennt eine Spedition, da nimmt uns ein LKW mit bis Hannover.«

Das war geschwindelt, aber ich wollte der Tante nicht zur Last fallen. Sie hatte ja schon viel für mich getan. In sauberer Unterwäsche und mit 50 Mark mehr in der Tasche marschierte ich in Richtung Autobahn. Fast fühlte ich mich reich. Und ich überlegte, ob es Mitleid oder ein schlechtes Gewissen war, das die Tante so großzügig machte.

Auf meiner Landkarte fand ich eine Autobahn-Tankstelle mit großem Parkplatz. Der kürzeste Weg dorthin führte über Wiesen und Felder. Von dort sollte es weiter nach Norden gehen. Am besten war immer ein Lastwagen. Die Fahrer hatten es gern, wenn sie jemanden zum Reden auf ihrem langen Weg hatten.

Die Abkürzung war beschwerlicher als gedacht. Nach einigen Kilometern durch Matsch, war ein Bach im Weg, mindestens drei Meter breit. Mist, dachte ich, aber ich wusste, dass ich drei Meter weit springen kann – so war ich in Eberswalde über manche Bäche gekommen – aber manchmal ging es auch schief. Ich schleuderte zuerst den Rucksack auf die andere Seite, nahm dann einen ordentlich Anlauf und sprang direkt nach drüben in die Böschung – und stand bis zu den Knien im Wasser. Mir war klar: So nimmt mich keiner mit.

An der Tankstelle schnappte ich mir den Wassereimer, der für die Reinigung der Autoscheiben gedacht war. Damit reinigte ich meine Schuhe. Das gab Ärger mit den Autofahrern. Ich flüchtete in die Toilette. Zum Glück hatte ich noch eine zerknitterte Reservehose im Rucksack. Hauptsache trocken.

Ich wusch noch die nasse Hose im Waschbecken aus und verstaute sie im Rucksack. Dann gönnte ich mir dank Tante Dora in der Raststätte Kartoffelsalat mit Bockwurst und suchte mir dort einen Platz, wo die Fernfahrer saßen. Das konnte man an der Kleidung erkennen.

Ich hatte Glück und fand einen, der mich auf einen Rutsch bis nach Hamburg mitnahm. Sein Lastzug war ein alter Hanomag mit Hänger, der die Steigungen oft nur mühselig im ersten Gang rauf kam. Der Fahrer erzählte von seiner Familie, seinen Kindern, von denen eins nicht vom ihm war, das Kind war etwas bunt geraten. Seine Frau sagte, sie sei vergewaltigt worden. Egal, er liebte es genauso wie die anderen. Sein Bruder wurde von den Nazis erschossen – wahrscheinlich Verrat, weil er in der Kommunistischen Partei war, meinte der Fahrer. Nie hatte er gefragt, was ich in Hamburg wollte.

Morgens gegen fünf Uhr hielt der LKW vor der Zollschranke am Hamburger Hafen und ich musste aussteigen. Noch ein Dankeschön und ich stand draußen in der dunklen und kalten Nacht. Ich war also in Hamburg am Hafen und brauchte jetzt nur noch ein Schiff, das mich ab in die weite Welt bringt.

Mit phantasievollen Erwartungen marschierte ich durch Hamburg. In den Zollhafen traute ich mich nicht, ich hatte ja keine Papiere und ohne klappt nichts.

Der LKW-Fahrer hatte mir den Tipp gegeben, in Richtung Landungsbrücken zu gehen. Das hörte sich gut an, da legen bestimmt die dicken Pötte an. Ich bummelte durch die Stadt. Es gab immer noch viele zerbombte Häuser. Hamburg war ja durch die Bombenangriffe fast völlig zerstört worden.

An den Landungsbrücken angekommen, sah ich die Ozeanriesen an den Dalben liegen. Daneben ein Riesenmonster mit Rüssel. »Na, mein Junge, da staunste, das sind Getreideheber. Die saugen das Getreide aus dem Rumpf der Schiffe in die Schuten und bringen es zu den Mühlen.«

Meine Fahrzeit als Kochmaat war noch nicht voll, trotzdem wollte ich es mal versuchen. Das Glück wollte es, dass die Emdener Heringsfischerei einen Koch als Urlaubsvertretung suchte. In zwei Wochen schon sollte ich anheuern. Wir besiegelten es mit einem Handschlag. Da die »Jan Hamm« noch Bremen und Hamburg anlaufen sollte und durch den Kanal in die Ostsee fuhr, konnte ich die Kündigungszeit einhalten und spätestens in Kiel aussteigen.

Der Alte war stinksauer und brüllte: »Wenn ich einen Maat in Hamburg bekomme, kannst du da schon von Bord.«

So kam es auch. Und ich war zeitig zurück in Emden. Im Fischereihafen lagen etliche Fischlogger, bereit zum Löschen. Heringsfässer, wohin man schaute – oder roch. Ein munteres Treiben, alles musste schnell gehen, denn die Schiffe wurden auch wieder mit leeren Heringsfässern beladen, mit Fangnetzen und allem, was man auf einer langen Reise so braucht. Nach zweiundsiebzig Stunden mussten die Logger wieder auf See. Zeit ist Geld und Nahrung für die Menschen.

Vor Irland auf Hering

Die »Peter Wessels« war eine alte Rostlaube – einem Vergleich mit der »Jan Hamm« hielt sie nicht stand. Der bisherige Koch sah aus wie ein Gullitaucher, und eine Übergabe hielt er nicht für notwendig. Es gab niemanden, der mich einwies. Alle waren an Deck, um das Schiff zu löschen oder ihre Frauen in den Arm zu nehmen.

Irgendwie fummelte ich mich durch. Alles stank nach Fisch, auch die Kabine. Einen Kühlraum suchte ich vergeblich. Das Fleisch für die Mahlzeiten kam in Form von halben Tieren an Bord, wurde von mir zerlegt und in neuen Heringsfässern eingepökelt. Den meisten Proviant gab es in Dosen oder als

Dörrgemüse. Die Zeit im Hafen nutzte ich, um etwas Klarschiff zu machen. Als ich meine Koje säuberte, wollte ich die feuchte Matratze lüften, aber es stank ja überall. An den Schiebetüren, die man bei starkem Seegang schließen musste, um nicht aus der Koje zu fliegen, klebten Heringsschuppen. Ich hatte Mühe, bis zum Auslaufen alles einigermaßen sauber zu putzen, denn auf See war bestimmt keine Zeit dafür.

Der Kapitän und sein Steuermann waren die ersten an Bord. Die Mannschaft kam gemeinsam in einem Bus. Ich stieg auf die Brücke, um mich vorzustellen, was leicht und locker vorstatten ging. Bei der Mannschaft, die vorn unter der Back ihre Unterkunft hatte, bekam ich ein flaeses Gefühl. Harte Gesichter in gelben Jacken musterten mich abschätzend.

»Wenn du nicht gut kochst, hast du eine Scheißreise«, prophezeite mir einer der Typen und wedelte warnend mit Händen, groß wie Klosettdeckel. Fast alle waren Ostfriesen, und sie sprachen nur ihr eigenes Plattdeutsch. In Eberswalde hatte ich diese Sprache nie gehört.

Die Fahrt ging zu den Shetlandinseln in der Irischen See, wo die Fangsaison begann und im Dezember endete. In drei bis vier Tagen sollte die »Peter Wessels« am Fangplatz sein. Der kleine noch unbeladene Logger rollte wie verrückt in der See. Alles, was nicht fest verankert war, flog durch die Kombüse, auch ich selbst.

Mit der Versorgung schienen alle zufrieden zu sein und waren noch vom Landgang her in Feierlaune. Das konnte sich auf dem Fangplatz bei der schweren Arbeit schnell ändern, hatte man mich gewarnt.

Der Netzmacher erklärte mir den Ablauf beim Fischen und worauf sich ein Koch auf einem Fischtrawler einzustellen hatte: »Am Nachmittag werden wir die Netze aussetzen. Sie haben eine Länge von ungefähr drei Kilometern. Ganz unten führt ein mit Stahl durchwebtes Tau entlang. Für den Auftrieb

sorgen Korkstücke am oberen Leak. Dadurch steht das Netz etwa sechs Meter hoch wie eine Wand senkrecht im Wasser. Alle zwanzig Meter sind kleine Bojen mit einer roten Fahne als Kennung, damit wir wissen, wo es steht.«

Ich verstand nicht viel, wunderte sich aber, was das mit mir als Koch zu tun hatte. Der Netzmacher erklärte weiter: »Die Heringe schwimmen mit dem Kopf durch die Netzmaschen, kommen aber nicht durch und zurück auch nicht, denn sie bleiben mit ihren Kiemen hängen. Nachts gegen zwei Uhr werden die Netze per Hand eingeholt. Da musst du Kaffee und ein paar Brote fertig haben. Die Jungs müssen hart arbeiten. Nachdem die Fische an Bord geholt und aus den Netzen geschlagen wurden, kommen alle zum Frühstück. Danach müssen die Heringe gekehlt, gesalzen und Schicht für Schicht in Holzfässer gelegt werden. Wenn die Fässer voll sind, werden sie mit einem Deckel verschlossen und ab in den Schiffsbauch. Dann wieder die Netze raus und das jeden Tag, bis der Dampfer voll ist, so um die 600 Fässer.«

So langsam merkte ich, worauf ich mich eingelassen hatte. Der Proviant für vier bis fünf Wochen war verdammt knapp. Die meisten hatten sich selbst Wurst, Speck und Schinken mitgebracht. Außer dem normalen Frühstück gab es jeden Morgen gebratene Heringe ohne Ende und immer mit dem gleichen Fett, das schon mehr Tran war. Man gewöhnt sich an alles, selbst den Fischgeruch bemerkte ich nicht mehr. Meine doch recht geringe Kochkunst reichte völlig aus. Der Gullitaucher vor mir kochte wohl noch bescheidener.

Die Stimmung beim Fischen wurde immer rauer, war aber trotzdem kameradschaftlich. Nach vier Wochen war der Logger immer noch nicht voll. Das hieß: eine Woche länger fischen. Langsam ging das Frischwasser zur Neige. Man wusch sich mit Salzwasser und spülte mit Süßwasser etwas

nach. Duschen durfte man sowieso nur zweimal während der Reise. Und in der Kombüse ging mir langsam der Proviant aus.

Da ich kaum noch Kartoffeln hatte, zauberte ich aus altem Brot und Mehl Klöße. Mit Dosengulasch war das ein richtiges Sonntagsessen, dachte ich. Als der Schiffsjunge die leeren Töpfe zurückbrachte, freute ich mich, denn auch die Klöße waren alle verputzt.

Ich begann gerade mit dem Abwasch, als plötzlich mindestens zehn Ostfriesen vor meiner Kombüse standen und das Gulasch lobten, was ja aus der Dose stammte. Irgendwie fühlte ich mich veräppelt, weil einige von ihnen grinsend nach oben schauten. Im offenen Oberlicht hingen an schaukelnden Strippen aufgereiht mindestens zwanzig Klöße, dazwischen ab und zu ein Hering. Ein Riesengelächter brach aus, als sie mein dummes Gesicht sahen.

Wütend nahm ich einen vollen Eimer, der neben dem Herd stand und schüttete mit Schwung einen Schwall wertvolles Süßwasser in die bärtigen und verdutzten Gesichter. Allerdings wurde das Gelächter noch lauter, weil ich nun mitlachte. Das war für alle eine Abwechslung, denn sonst gab es nur harte und manchmal gefährliche Arbeit.

Da das Wetter umschlug und ein schwerer Sturm vom Norddeich-Radio gemeldet wurde, brach der Kapitän das Fischen ab, – zu gefährlich für die Mannschaft. Die »Peter Wessels« ging auf Heimatkurs.

In Emden fuhren alle Ostfriesen nach Hause, bis auf fünf Mann, die aus Süddeutschland kamen.

Auch ich blieb in Emden und ging abends in eine Kneipe. Es war eine Holzbaracke gleich am Fischereihafen, die entsprechend umgebaut war. Innen war es gemütlich, eine kleine Kapelle spielte Tanzmusik und zwei hübsche Mädchen bedienten hinterm Tresen. Wenn man lange auf See nur raue Gesellen um sich herum hatte, machte alles Weibliche immer einen

besonderen Eindruck. Die Frauen wurden mit jedem Bier schöner und schöner.

Mit der Kleineren versuchte ich anzubändeln. Sie war zurückhaltend, aber ich durfte sie am nächsten Vormittag in die Stadt begleiten. Sie wollte zum Frisör und danach mit mir einen Kaffee trinken. In der Zwischenzeit ging ich zum Seemannsheim und reservierte mir ein Zimmer. Ich war ja nur eine Urlaubsvertretung und musste wieder von Bord. Wann ich die nächste Urlaubsvertretung oder einen festen Job bekäme, das stand in den Sternen.

Allein mit der Kleinen spazieren zu gehen, war für mich etwas Besonderes. Sie war nett, wie ein guter Kumpel, mehr nicht. Das war für mich so okay. Stolz spazierte ich mit ihr durch Emden und hielt bei Regen den Schirm über sie. Abends saß ich in der Kneipe und genoss ihre Art. Immer freundlich und fleißig. Ihr Vater war der Inhaber und hatte immer ein wachsames Auge auf sie.

Im Seemannsheim lag eine Nachricht für mich: Bitte melden Sie sich bei der Emdener Heringsfischerei. Darauf hatte ich gewartet.

Morgen als Passagier auslaufen und auf hoher See übersteigen auf die »Münster«. Dort war der Koch schwer verunglückt und musste auf die »Meerkatze« gebracht werden. Das war ein Fischereischutzboot mit Operationsraum, hatte einen Arzt an Bord und kreuzte da, wo die Flotte fischte.

Nachdem man mich über das Risiko beim Übersetzen aufklärte, unterschrieb ich: Auf eigene Gefahr. Ich kam mir wie ein Abenteurer vor.

Nach fünf Tagen waren wir im Fanggebiet. Bei hochgehender See wimmelte es von Fischloggern. Erst am zweiten Tag, als die See sich etwas beruhigt hatte, fragte man mich, ob ich bereit zum Übersetzen sei. Klar stimmte ich zu.



»Koch wollte ich nicht werden – noch weniger Ausmister in einem LPG-Schweinestall.

Ich habe Steine geklopft und Koks aus Schlacke sortiert. Dann wurde es mir zu eng in Eberswalde. Ich haute ab.«

ULLI KRAUSE erzählt, wie es damals war, als die Ostzone zur DDR wurde und sich von der übrigen Welt abtrennte. Das aber wollte er nicht. Ihn lockten fremde Länder – er wollte auf großen Schiffen zur See fahren. Rund um die Welt.

Solche Träume erfüllen sich nicht mit einem Fingerschnippen. Mutters Sorgen »Was soll bloß aus dir werden?« rückten oft genug in den Vordergrund. Die Antwort ergab sich aus der Gelegenheit: Kochjunge auf einem »Schlickrutscher«. – Weiß Gott, da trägt man noch keine weiße Mütze...

VERLAG
kadEra

www.kadEra-verlag.de
ISBN 978-3-944459-83-7



9 783944 459837